

Prof. Dr. Roland Günter

Heimat in mehreren Kulturen – biografische Zugänge

Jahrestagung der Gesellschaft für
gemeindepsychologische Forschung und Praxis.

Freitag 18. Juni 2010 um 19.30 Uhr im Schloß Horst
in Gelsenkirchen.

Gibt es noch Heimat ?

Dies ist vielleicht eine typische Frage von
Intellektuellen.

Und von Berufen, die zum Orts-Wechsel zwingen.

Tatsächlich kann man an Heimat zweifeln, wenn man
an Wochenenden und Wochenanfängen in vollen
Zügen die Leute erlebt, die sich als Partner oder
Eheleute nur an Wochenenden sehen.

Und wenn man parallel dazu an die Staus auf den
Autobahnen denkt.

Der geniale Brücken-Konstrukteur Stefan Polonyi
kam aus Ungarn, war Professor in Berlin und
Dortmund, wohnt in Köln. Er sagte mir unlängst: „Ich
habe keine Heimat. Ein Baum hat wurzeln, ich habe
Beine.“

Andererseits erlebe ich von sogenannten einfachen
Menschen so viele berührende Berichte in meiner Ruhr-
Umgebung, dass mir klar wird: Man muß den Versuch,

auf die Frage eine Antwort zu finden differenzieren. Die alte Frau Nowak in Eisenheim ist stolz darauf, dass sie in Eisenheim geboren ist und dort seit über sieben Jahrzehnten lebt.

Was für den einen gilt, muß für den anderen nicht gelten.

Statistiken werden für mich immer uninteressanter.

Immer wichtiger werden mir Fälle.

Ich möchte wissen, was für Phänomene es auf dem Feld gibt, den dieses Stichwort andeutet.

Heimat – ist dies ein Begriff ?

Die Wissenschaft verachtet in der Regel solche Wort. Sie sind für sie kein Begriff.

Aber es gibt eine Manie des Begriffe-Bildens, die unreflektiert ist.

Sie verlang nach Grenzen wie nach Zäunen für ein Eigentum.

Dies ist juristisches Denken.

So dürfen Kataster-Ämter denken.

Aber das Leben bildet kaum Begriffe dieser Art.

Daher nähere ich mich dem Wort Heimat nicht auf diese Weise.

Das erste an Wissenschaft ist für mich, sich vorzuführen, worum es sich handelt.

Die kann man zunächst eher mit literarischen Fähigkeiten.

Das Meist im Leben ist nicht scharf abgrenzbar.

Das Leben ist das Leben. In seiner Vielfältigkeit. In seiner Komplexität.

Es ist praktisch.

Es wäre dann wissenschaftlich, wenn man den Kern der Sache benennt.

Der Kern der Sache wird von vielen Schriftstellern oft hervorragend dargestellt.

Dies ist einerseits seingängig, andererseits nicht bequem.

Cartesianisches Denken hat hier selten oder meist nichts zu suchen. Es ist oft eine selbstbetrügende Falle. Versuchen wir es gar nicht erst.

Max Weber hat für das Dilemma der unscharfen Begriffe die Kategorie „Idealtypisches Begriffs-Denken“ eingeführt.

Es hat keinen Anspruch auf eine Präzision wie in den Naturwissenschaften.

Die Komplexität der Wirklichkeit übertrifft die sprachliche Fähigkeit, sie präzise auszudrücken.

Ich will an meiner Biografie erzählen, wie ich mit dem Thema Heimat lebenspraktisch umgegangen bin.

Ich selbst bin ein Fall. Ich sehe mich als Fall.

Ich will für nichts repräsentativ sein.

Ich denke, ich bin für nichts repräsentativ.

Es kommt aber auch nicht darauf an.

Ich bin Feind der Statistik.

Ich liebe es, Fälle zu untersuchen.

Ich bin ein Fall.

Es geht darum, Phänomene auf die Spur zu bekommen.

Ich denke, ich könnte als Fall für manche Phänomene die Augen öffnen.

Mein Fall könnte ein Beitrag dazu sein.

Vorgeschichte.

Die Sesshaftwerdung ist nicht das Selbstverständliche. Menschen konnte erst sesshaft werden, als sie über die Kultur-Technik eines nachhaltigen Ackerbaues verfügten.

Die große Leistung dazu machten der Zisterzienser-Orden. Er überlieferte die alte römische Agrartechnik im 12. und 13. Jahrhundert an die Völker Europas. Dies war eine Friedens-Bewegung. Denn sie ermöglichte es, zu bleiben und sich nicht ständig, alle sieben Jahre, wenn der Boden ausgelaugt war, andere Völker mit Gewalt zu vertreiben.

Seither blieben die meisten Menschen auf dem Land im Dorf. Sie bewegten nur im kleinen Umkreis, zum nächsten Dorf und in den Markt-Ort.

Das Leben war festgelegt.

Jahrhundertlang mussten die meisten Menschen nicht darüber nachdenken, wo sie ihren festen Punkt haben.

Das Stichwort „fester Punkt“ könnte ein erster Anlauf zum Thema sein.

Dazu könnte man darüber nachdenken, Wozu braucht man einen festen Punkt ? Dazu später mehr.

Wir waren nur sehr wenige Menschen, die den Ort wechseln konnten.

Adlige.

Fernhandelsreisende.

Künstler.

Ordens-Leute.

Ganz kleine Minderheiten.

Den weitesten Horizont hatte innerhalb des Mönchtums eine kleine privilegierte Zahl von Mönchen. Diese Menschen bewegten sich für die damalige Zeit in einem globalen Netz.

Familien-Geschichte.

Meine Familien-Geschichte ist geradezu typisch für einen Teil des Wandels in der Industrie-Gesellschaft.

Jahrhundertlang waren alle Generationen Bauern.

Der Großvater väterlicherseits, der im schwäbischen Schwarzwald lebte, ging um 1900 neben der Landwirtschaft und einer Gastwirtschaft in die Uhren-Fabrik. Als Heizer. Eine schreckliche Tätigkeit. Er starb früh an einer Berufs-Gefahr: an einer Lungen-Entzündung.

Der andere Großvater kam durch den Militär-Dienst aus dem Dorf in der Neckar-Hochebene nach Straßburg und lernte dort seine Frau kennen, die als Bauern-Tochter vor einer Zwangsheirat geflohen war und nun als Magd in einer Gastwirtschaft eines Onkels arbeitete.

Der Vater machte seinen Aufstieg als Manager in einer Fabrik. Er heiratete seine Sekretärin.

Wirtschaft führte zur Orts-Verlagerung. Er gründete mit sieben Schwaben ein Zweigwerk in der Möbel-Region Ostwestfalen.

Dort lebte die Familie einige Zeit so zugewandert fremd, wie ich es von vielen Türken im Ruhrgebiet kenne. Die Situationen sind oft ähnlich – die

Geschichten wiederholen sich oft in ihrer Grundcharakteristik.

In Jahrzehnten wurde der Ort Heimat.

Heimat hat also oft eine Zeit-Achse. Es kann lange dauern.

Als Kinder hatten wir das Gefühl der Unmittelbarkeit. Dies wäre ein drittes Phänomen.

Kinder nehmen von der Fremdheit der Erwachsenen zunächst wenig wahr.

Sie beschäftigen sich – ein viertes Stichwort – mit der Nähe.

Darin gehen sie meist auf.

Als junger Mensch hat man das Gefühl, verbunden zu sein mit der Straße, wo man aufwächst.

Die Wahrnehmung entwickelt sich erst ziemlich unbestimmt. Ohne feste Punkte.

Herford in Ostwestfalen-Lippe.

Ich wurde in einem Krankenhaus geboren.

Das war damals nicht selbstverständlich.

Daran gibt es natürlich keine Erinnerung.

Das Krankenhaus ist eine Durchgangs-Station – und kann daher nicht Heimat bilden.

Höchstens für darin Beschäftigte, wie es etwa die Fernseh-Serie „In aller Freundschaft“ zeigt.

Zunächst wuchs ich auf in einer Wohnung über einer Fabrik.

Auch daran gibt es keinerlei Erinnerung.

Dann bauten die Eltern ein Haus. Am Ende einer Vorstadt-Straße. Davor lagen Wiesen und Kornfelder. Die Intensität der kindlichen Erlebnisfähigkeit, die auch mit der gewachsenen Wahrnehmung zusammen hängt, vom Alter von etwa vier Jahren aufwärts, führt dazu, dass es für ein Kind Heimat gibt.

Vielleicht ist es die stärkste, die es in seinem Leben gibt.

Ich knüpfte daran die weitergehende Frage an die Gesellschaft: Nimmt dies irgend jemand außer dem Kind selbst, wahr?

Leben seine Eltern in einer anderen Welt ?

Interessiert es einen Architekten ?

Einen Stadtplaner ?

Was fördert Heimat ?

Was verkürzt sie ?

Es könnte ein Programm werden: Heimat schaffen für das Kind.

Ich beobachte, dass seit etlichen Jahren manche Grundschulen, die ich für das stärkste und oft für das einzig gelungene in unserem ausgebreiteten Bildungswesen halte, einige Fähigkeiten besitzen, das Stichwort Heimat für ein Kind wenigstens eine Zeitlang produktiv verfolgen.

Aus der Vorstadtstraße wurde meine Familie von der Besatzungsmacht vertrieben, die das ganze Stadtviertel für die Soldaten räumen ließ.

Wir hatten Glück, dass wir zwei Straßen weiter eine Bleibe fanden.

Kinder stören die sich wenig an einer eingeschränkten Wohnung, wenn sie draußen ein Feld für Tätigkeiten haben.

So kann ein weiteres Stichwort in unserem Komplex heißen: Szenerie.

Als Kind entdeckte ich in diesem Umfeld geradezu Meter für Meter weiterhin viele Szenerien. Jahrzehnte später finde ich sSzenerie-Beschreibungen intensiv und komplex beschrieben in Texten von Goethe in „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre“ – am Beispiel eines Menschen, der sich diese kindliche Wahrnehmungs-Fähigkeit auch für spätere Jahrzehnte bewahrt hat.

In den frühen 1950er Jahren ist der Vater, nun Chef-Manager eines bedeutenden Betriebes, in der Lage, noch einmal ein Haus zu bauen.

In einem anderen Stadtbereich. Wiederum am Stadtrand.

Als Schüler nun im zweiten Lebensjahrzehnt machte ich dies ziemlich blind mit.

Es gab erhebliche Verbesserungen. Ich ging darauf ein.

Etwas Neues kam in mein Leben: eine weitaus stärkere Präsenz der Schule.

Dies beschäftigte sehr stark.

Aber das Gymnasium war keine Heimat.

Ein bitterer Kampf ums Drinbleiben.

Die Lehrer kamen vom Militär. Sie machten mit einer Kriegs-Mentalität weiter.

Wir können darüber nachdenken, wann Schule wenigstens zu einer interimistischen Heimat werden kann.

Mit der Stadt, in der ich die ersten 20 Jahre meines Lebens verbrachte, habe ich kein Heimat-Gefühl.

Die Stadt wurde bestimmt von Rechtsanwälten und Versicherungs-Vertretern. Dies ist natürlich eine literarische Wahrnehmung. Aber solche Wahrnehmungen gibt es. Sie sind Interpretationen. Daher muß man, wenn man das Stichwort Heimat benutzt, auch auf die Interpretationen achten.

Später erfährt man, dass sie nur teilweise richtig waren.

Teilweise waren sie auch ungerecht.

Unter anderen Umständen hätte diese Stadt gewiß viel Attraktivität.

So aber fiel es mir leicht, weg zu gehen.

Ich kam oft zurück zu Besuch bei den Eltern. Aber nicht in die Stadt selbst.

Die Eltern kauften mir in herford, eine Straßenecke weiter, sogar ein Haus. Dort wohnten wir drei Jahre und die Wohnung im Ruhrgebiet war eine Art Zweit-Wohnung.

Aber es zog mich doch wieder ins Ruhrgebiet. Dazu später einige Sätze.

Italien mit Lucca.

In meiner späteren Jugend, ab 16 Jahre, war die toskanische Stadt Lucca ein Fluchtpunkt.

Dies war eine Welt, die angefüllt ist von einer geradezu unvergleichlichen Schönheit. Von Zeit-Schichten. Von sprechenden Steinen. Von Räumen im Wechsel von Gedrängtheit und Atem-Freiheit. Mit einer Fülle von Wundern aus vielen Künsten.

Es ist vielleicht die Stadt, die ich am besten kenne, weil ich sie kennen wollte.

Heimat hat damit zu tun, dass ich besonders empfänglich dafür war.

Und dass dies dies mit besonderer Aufmerksamkeit weiterführte.

So kann durch ein derartiges Verhalten, das geradezu künstlerisch ist, Heimat intensiviert werden.

Man kann vermuten, dass Heimat eine objektive Seite hat – das Terrain.

Und eine subjektive: das Verhalten, das man ihm entgegenbringt und dadurch aktiviert.

Dies steht in Wechselwirkung zueinander.

Bis heute habe ich für diese Stadt ein tiefes Heimat-Gefühl, obwohl ich nur selten wieder in Lucca bin.

Dies zeigt zwei Etappen.

Die erste ist die Aneignung dieser Stadt.

Zugrunde liegt die Faszination des Lernens. Es stammt auch aus dem Noch-nicht-Wissen, aus dem Wissen-Wollen, das für den jungen Menschen eine gewaltige Treib-Kraft sein kann.

Dann entsteht das wunderbare Gefühl, viel darüber zu wissen.

So kann ich auch eine Heimat, in der ich nicht ständig bin, bei mir haben.

Der Bruch.

Aber dann gibt es einen starken Bruch: Ich kann in dieser Stadt Lucca nicht bleiben, weil es dafür keine Berufs-Chance gibt.

Und weil das Leben in der Unfertigkeit dieser Jahre weiter treibt. Anderswohin auf der Suche. Durchaus nach Heimat. Aber nach einer möglichst entwickelten.

Manchmal merkt man es schmerzhaft. Manchmal ist es auch weniger schmerzhaft. Manchmal ist man froh, dass man dort, wo man offensichtlich keine Heimat hat, nicht bleiben muß.

Zwischenstation Münster.

Ein Jahr Studium in Münster. Eine sehr schöne und gut wiederaufgebaute Stadt. Eine Universität in lauter schönen Gebäuden – begonnen beim Schloß. Eine Altstadt mit Plätzen und vielen schönen Gaststätten. Ein grüner Ring um die Altstadt. Und – für einen jungen Mann – unglaublich viele schöne Mädchen, unnahbar, phantasieanregend. Die Umgebung ist eine Park-Landschaft.

Eine wunderbare alte Frau nimmt mich in ihr schönes kleines Haus im Giebel-Zimmer und in ihren Garten auf – in ein Ensemble, das ihr gestorbener Mann wie zu einer Märchen-Welt gestaltet hatte.

Heute ärgere ich mich gelegentlich immer noch, weil ich nicht länger geblieben bin, sondern ziemlich rasch weiter zog.

Ich hatte einen großen Fehler gemacht: in Münster Jura zu studieren. Damit konnte ich nicht eine Spur von intellektueller und gefühlter Heimat finden. Denn alles, was ich außerhalb der Jura trieb, waren Vorlesungen zu dem, was wir heute Allgemein-Bildung nennen. Und die vielen Möglichkeiten zu Exkursionen nutzte ich unter Aspekten der Geographie und der Kultur- und Kunstgeschichte.

Ich fühlte mich als gespaltene Existenz. Ich ahnte, dass dies nicht gut ist.

Versagte Heimat-Chance.

Ich wollte in die Toskana Deutschlands, ins Oberrhein-Tal nach Freiburg, um das Studium dort fortzusetzen. So mietete ich mir auf der Reise nach Italien ein Zimmer. Aber die Wirtin war eine Betrügerin: Weil jemand mehr für das Zimmer bot, kündigte sie es meinen Eltern.

In dieser attraktiven Stadt mit ihrer interessanten elsässischen Umgebung und vorzüglichen Lehrenden in vielen Wissenschafts-Zweigen – die Jura interessierte mich kaum noch – wäre ich gern geblieben. Später wird sie ein Ort für geschätzte Besuche.

Heimat ist eine Sehnsucht, sie wünscht sich gern etwas und muß erleben, dass die Verwirklichung von mancherlei Zufällen abhängig ist.

Später können literarische Phantasien entstehen. Ich stelle mir oft vor, wie mein Leben sich weit er gesponnen hätte, wenn die eine oder andere Station geradeaus weiter gelaufen wäre. Dazu könnte ich mehrere Biografien konstruieren.

Es ist eigentümlich, dass ich nur eine reale Biografie habe.

München.

Weil es an bedeutenden Universitäten damals fast unmöglich war, ein Zimmer zu finden, vermittelte mir schließlich der Freund eines Freundes ein Zimmer in München – weit draußen in einer Vorstadt.

Die Wirtin war das, was man im Süddeutschen eine „Beißzange“ nennt. Ihr Milieu empfand ich als grotesk. Ich dachte: Nichts wie weg.

Aber dann habe ich Glück.

Der Schwabing ist ein Mythos.

Zwei uralte Leute nehmen mich in ihre Wohnung auf.

Wenn ich an sie denke, kommen mir manchmal Tränen der Rührung.

Ich erlebte den Mythos von Philemon und Baucis.

Gott sei Dank ohne das schreckliche Ende dieser mittelmeerisch-antiken und dann faustisch-mephistophelischen Geschichte.

In meinem Wohnzimmer steht der alte Bauern-Schrank von 1843, drei Jahre älter als Eisenheim. Jeden Tag nehme ich ihn mit vielen Gedanken wahr, die immer etwas von Heimat haben.

Heimat ist nicht nur, was ich dauerhaft erlebe.

München gefiel mir. Ich wechselte mein Studium. Dies wahr in dieser Zeit mutig. Auch im Blick auf die Eltern. Ich lebte bei vieler Freiheit und Großzügigkeit, die sie mir stets gewährt hatten, doch auch stark von ihrem Wunsch-Denken für den ältesten Sohn.

Aber mit ein wenig Hin und Her tolerierten sie den Studien-Wechsel, vielleicht ahnten sie, dass man auch im Beruf so etwas wie Heimat finden müsse – wie sie es hatten. Der Vater war ein tüchtiger und umsichtiger Manager in seinem Betrieb, den auch ich lebenslang stets interessant fand. Aber das für besser Gehaltene übertrifft, wo es möglich ist, eben häufig das Gute.

Ich machte ein langes Studium in einer glänzenden Universität und in der seinerzeit weltbesten kunsthistorischen Abteilung. Hungrig nach Bildung. Nicht nach Abstraktionen, sondern nach Erfahrungen, die dann reflektierend verarbeitet werden – bis heute.

Der Münchner Tag begann eigentlich erst gegen Abend – mit den wichtigsten Vorlesungen und dann tief nächtlichen unendlichen Diskussionen, mit Leuten, die später in mehreren Szenen berühmt wurden.

Dies war kein Bologna-Studium von heute, sondern eine Zeit wilder und vielfältiger Entwicklungen. Die Wurzeln für 1968. Die Vorgeschichte von 1968.

Mit der Lambretta eignete ich mir das Voralpenland an. Jedes Wochenende.

Ich denke darüber nach: Was für ein Heimat-Verständnis entwickelte ich als ein solcher Student in diesen Verhältnissen ?

Gibt es überhaupt Heimat für einen Studenten ?

Für eine Art Boheme ?

Der große Filmemacher Edgar Reitz hat seine zweite Serie von Filmen unter dem Titel „Heimat“ genau dieser Münchner Szene gewidmet, in der ich zeitversetzt früher einige Jahre gelebt hatte.

Eine solche Studenten-Heimat hat eine starke Fixierung auf eine Gegenwart, in der ich mich wohl fühlte.

Ich hatte Expansions-Raum.

Mit mehr Freiheit als jemals zuvor.

Dafür war ich selbst verantwortlich. Ich konnte mich selbst weitgehend bestimmen.

Das war faszinierend.

Ich selbst, wir alle, dachten damals nicht über Perspektiven nach.

Es gab keinen Gedanken, ob wir später Arbeit finden könnten. Und wo ?

Wir hätten uns auch damals schrecklich ängstigen können, aber wir taten es nicht.

Es gab nur Gegenwart – eine prall gefüllte Lebens-Szenerie.

In sie floß eine Dimension ein, die ich für höchst wichtig halte: Das Studieren von Jahrhunderten in Kunstgeschichte, Geschichte, Philosophie, ja in der Archäologie von Jahrtausenden, weitete das Bewusstsein weitaus mehr als es heute eine meist flache Vorstellung von Globalisierung, Fernsehen und Internet bewirkt.

Es ist eine eigentümliche Art von Heimat: faktisch völlig transitorisch, also vorübergehend, aber doch mit einem Zeitgefühl, das in der Literatur als erfüllter Augenblick angedeutet wird.

Hier dabei zu sein, drin zu sein ist viel intensiver als heute – ich bin überhaupt nicht medienfeindlich – seine Nase in eines der vielen damals noch nicht einmal geahnten Medien zu stecken.

Heimat hat mit existentieller Intensität zu tun.

Jetzt kann man versuchen, jeden, der nicht die gewünschte aktuelle Interpretation liefert, abzutun, indem man ihn als Romantiker bezeichnet. Dazu stelle ich die Gegenfrage: Kennen Sie die Romantik – sie war eine der produktivsten Phasen unserer, insbesondere der deutschen Geschichte.

Reisen.

Ich hatte immer schon das Gefühl, die Lust und den Willen, Lebens-Zeit so intensiv zu nutzen wie immer möglich.

Später fand ich diese Vorstellung in Goethes „Wilhelm Meister“ wieder.

Bildung – in einem Roman. So erschien mir auch das Reisen.

Und das Leben.

Die Mutter hatte, obwohl sie dies nicht ernst nahm und nicht weiter verfolgte, mich mit etwas mehr als 10 Jahren irgendwie in Richtung klassische Bildung orientiert.

Ich fand es lebenslänglich schade, dass sie dies dann zeitlebens nicht mit mir teilte, ja geradezu eine Abneigung gegen Italien hatte, weil man unter anderem dort Autos stiehlt.

Immerhin: die Orientierung war ihre bedeutende Leistung.

Ich reiste zum Mittelmeer.

Der Student Werrner Kubsch, ein quirliger Bursche, war im ASTA der Universität München Auslands-

Referent, organisierte Reisen, machte ein Reisebüro auf und brach dann das Studium ab. Er heuerte Studenten der Kunstgeschichte als Reiseführer an. Ich war einer der allerersten – ein Pionier dieser Unternehmung, die sich später zum weltgrößten Firma für Studien-Reisen entwickelte.

Reisen ist für mich Aneignung.

Ich machte Reiseführungen. Sehr anspruchsvolle. Wir durften Entdecken. Einzige Vorgabe: Abends im gebuchten Quartier ankommen.

Ich organisierte gemeinsames Lernen in Diskussionen.

Es gab Beschwerden darüber, dass dies bei manchem, oft bei Juristen, nicht der verkommenen Flachheit im verbreiteten Tourismus entsprach, die mit Aneignung nichts zu tun hat.

Aus Protest dagegen schrieb ich später Reise-Bücher, die aus vielen früheren Notizen hervorgingen.

Es waren andere Reisebücher. Sie suchen Vertiefung. Und nicht die tiefe deutsche Seele auch noch in der Toskana, sondern die Mentalitäten und die Mentalgeschichten anderer Regionen.

Kann man Reise auf der Schiene Heimat verstehen ?

In der altgriechischen Sprache gibt es neben dem Indikativ und dem Konjunktiv den Optativ: die Möglichkeits-Form. Dies ist ein einzigartiger Fall des Konjugierens. Ich denke es geht dabei im Kern um einen Ausdruck für Phantasie. Für eine Phantasie, die keine Realität wird, die man aber genießen kann.

Ich bin ein manischer Stadt-Wanderer. Dabei begegne ich immer wieder Häusern, bei deren Anblick ich sage:

Hier möchte ich wohnen. Ich weiß, dass ich dort nie wohnen werde.

Im Optativ kann man sich viele Heimaten meditieren.

Istanbul.

Ich erhielt ein DAAD-Stipendium für ein Jahr in Istanbul.

Ist die lebhafteste und häufige spätere Erinnerung an diese Stadt vielleicht auch so etwas wie Heimat ?

Ich denke an Istanbul. Aber ich will schon seit langer Zeit nicht mehr hinfahren, weil ich weiß, dass ich von dieser geliebten Stadt im Kern-Bereich nichts mehr finde. Dort schlug die Spekulation zu: Sie zerstörte die alte Stadtmitte mit ihren Häusern aus Holz. Ich bedaure, dass dieser Kern nicht unter Denkmalschutz gestellt wurde – wie in Frankreich mit der Lex Malreaux 400 Städte. Oder die Innenstädte in der Toskana und in weiteren italienischer Regionen.

Daran kann man sehen, wie unglaublich wichtig Erinnerungen sind. Wie sie existentiell ein Teil der Person sind. Auch wenn man dies nicht mehr mit den Füßen begehen und mit den Händen greifen kann.

Wie wichtig es ist, dort auch die Personen vor Augen zu haben – oder imaginieren zu können. Die konkreten Szenerie assoziieren immer Personen.

Ich glaube, es gibt keine Abstraktheit von Personen. Sie wird vielleicht auf dem Papier behauptet, aber in Wirklichkeit existiert sie nicht.

In den Wissenschaften sollte man mehr darüber nachdenken, was Abstraktheit und Konkretheit ist.

Rom.

Für meine Doktor-Arbeit zog ich weiter nach Rom.
Ein halbes Jahr lang.

Ich suchte mir in der Tiber-Altstadt eine Unterkunft.
Nahe der Piazza Navona, nahe dem Campo dei fiori. Im
Haus, in dem – laut Tafel – Rossini seinen Barbier von
Sevilla geschrieben hatte.

Dort wollte ich einmal in meinem Leben eine Zeit
lang wohnen. Dies sollte in meiner Biografie
eingeschrieben sein. Ich war glücklich.

Obwohl die Umstände nicht schlechter sein konnten.
Ich trat in den Hof. Eine kleine dicke Matrone baute
sich vor mir auf und sagte: Na, mein Söhnchen, was
willst du denn ? – Blitzschnell verstand ich römisches
Selbstbewusstsein. Ich erhielt kein Zimmer, sondern ein
Bett. Die beiden jungen Männer in den beiden anderen
Betten sah ich nie – sie arbeiteten nachts. In der Hitze
musste das Fenster offen bleiben – zu einem
Lichtschart. Ich hatte kaum Geld – aber von unten
kamen aus einer Wirtschaft die wundersamsten Essens-
Düfte Tag und Nacht zu mir. Nebenan, durch eine
Papierwand getrennt, brüllte die Nacht durch ein Baby,
das die ganze Familie einschließlich Großeltern ständig
und vergeblich zu beruhigen versuchte.

Wenig ausgeschlafen genoß aber die Morgensonne auf
dem Weg zum Deutschen archäologischen Institut.
Reich an Büchern war die Atmosphäre eisig: Geprägt
von der Arroganz der schattenhaften Existenzen, die
darin herum liefen.

Solche Institute sind selten Heimat. Intellektuelle
Arroganz eignet sich nicht dafür. Später, 1968, erwies

es sich, dass die Intelligenz dieses – und anderer Fächer – im Grunde sehr begrenzt und übergreifend sogar dürftig war.

Aber ich war in der alten Mitte von Rom mit seinen Szenerien und ihren Menschen nicht weniger glücklich als es Goethe in seiner „Italienischen Reise“ beschreibt..

Heimat kann etwas Partielles sein. Ein Ausschnitt. Auch temporär – aber sie kann dauerhaft in der Erinnerung weiterleben.

Aus dieser Erfahrung intensivierte sich ebenso wie beim zitierten Goethe die Wertschätzung für die Geschichte.

Ich denke, zu den heimatstiftenden Phänomenen gehört Geschichte.

Geschichte ist hier die lange Erfahrung aus vielen Zeiten, die in der einen oder anderen Weise dauerhaft geblieben ist und uns damit heute noch anschaut. Eine kurze Zeit mit Michelangelo und Jacopo della Quercia zu leben.

Dies gelingt nicht mit dem üblichen Tourismus, der aus allzu entfernten Überflügen besteht. Ich habe mich über mein ganzes Leben lang um eine existentielle Annäherung bemüht.

Frage: Ist dies vielleicht das Fundament, auf dem erst Bildung stattfinden kann ?

Das Ende der Münchner Etappe.

Von München löste ich mich 1965 nach der Promotion leicht.

Ich hätte bleiben können. Denn ich hatte ein Angebot, in Bayern Kunstdenkmäler zu inventarisieren. Daraus würde sich später eine sichere Existenz entwickeln .

Warum nahm ich es nicht an ?

Dies hatte gesellschaftliche Gründe.

Mir war die private Existenz nicht so wichtig wie eine gesellschaftliche.

Bayern empfand ich nur für die Freizeit als attraktiv.

Und dies noch in der Zeit vor den 1968er Jahren.

Aber wohl mit einer Ahnung einer Entwicklung.

Bonn.

Ich ging zum Landeskonservator Rheinland, der damals seinen Sitz gleich hinter dem Hauptbahnhof in der Südstadt hatte.

Im Grunde zog mich – damals im Gegensatz zu fast allen Kunsthistoriker-Kollegen, die lieber arbeitslos blieben oder in andere Berufe gingen - die Denkmalpflege an.

Hat Denkmalpflege mit der Sehnsucht nach Heimat zu tun ?

Denkmalpflege sorgt für das Bleiben.

Darin steckt eine Sehnsucht nach Unsterblichkeit.

Ich kann zwar nicht überall, wo ich denkmalpflegerisch tätig bin, direkt Heimat erleben, also darin dauerhaft wohnen, aber die denkmalpflegerische Tätigkeit heißt: Menschen Heimat zu bewahren.

Auch dies ist ein Teil des eigenen Wunsches nach Heimat.

Heimat hat wohl viel damit zu tun, dass man ein Feld für Tätigkeiten findet.

In Bonn fand ich zum ersten Mal ein vitales Tätigkeitsfeld.

Mit einer gegenüber dem vielen Erleben der vorigen Jahre erheblich gesteigerten Qualität.

Aus der jugendlich-studentischen *vita passiva*, die ich intensiv aktiv gelebt hatte, wurde eine *vita activa*, über die ich damals und bis heute sehr glücklich bin.

Ich nahm nicht hin, dass nach damaliger Konvention das Bleiben durch Denkmalpflege um 1800 enden musste, wie man damals dachte. Und dass es sich auf Kirche, Burg und Schloß beschränken sollte. Daher veränderte ich raffiniert und dann offen und schließlich kämpferisch die Parameter: bis in die Gegenwart. Und umfassend: also auch für Fabriken, Infrastruktur, Wohnsiedlungen. Und mit Einbezug von weiteren Wissenschafts-Zweigen.

Dies war das erst Mal auf dem Kontinent. Und es wurde in geradezu wunderbarer Weise rasch erfolgreich. Am meisten im Ruhrgebiet. Es strahlte überall hin aus.

Dies war zur Bewegung von 1968 mein damaliger konkreter Beitrag.

Die folgenden Jahre waren eine bewegte Zeit. Demonstrationen.

Ich gründete zwei Bürgerinitiativen. Wir hatten große Erfolge: Die geplante Autobahn längs durch Bonn fand nicht statt. Wir retteten mit Denkmalschutz die Südstadt – zum erstenmal in Deutschland einen ganzen

Wohnbereich. Wir verhinderten sieben Hochhaus-Ministerien in der historischen Rhein-Landschaft. Und einiges mehr.

Dabei entwickelt sich das Gefühl dafür, dass der Bereich, in dem ich lebe, auch ein Teil von mir ist. Daß ich darin mitsprechen kann.

Mitwirkung, Mitsprache, Mitbeteiligung – das kann zum Phänomen Heimat gehören.

Bürgerinitiativen sind weithin wohl nur in der Demokratie möglich.

Dies könnte bedeuten, dass Demokratie Heimat schaffen kann.

Wirklich ?

Es gibt aber auch starke Gegenmomente.

Wenn die Erwartungen nicht erfüllt werden.

Wenn Demokratie nur eine leere Hülle ist.

Wir sangen 1968: „Uns ist es nicht genug, ein Kreuz zu malen, wenn es gar keine Wahl gibt bei den Wahlen.“

Später konnte ich erfahren, dass es eine Unterseite gibt: Wer will schon etwas tun in der Demokratie ?

Und es gibt noch eine andere Seite - bei Besuchen in der alten DDR sah ich: Unter dem Druck von mageren Verhältnissen rückten viele Menschen näher zusammen, schufen sich viel Heimat – die sie nach 1989 unter freieren Verhältnissen, ich war Augenzeuge, meist rasch wieder aufgaben.

1968 wurden die vorgetragenen Methoden in Zweifel gestellt. Wir lernten, dass alles wohl erheblich komplexer ist als unsere Lehrer uns naiv mitteilten.

Ob wir genug gelernt haben, stelle ich in Zweifel. Ich denke, wir müssen noch viel viel mehr lernen.

Interdisziplinäres ist an den Hochschulen schon seit langem nicht mehr gefragt. Wir schrumpfen erneut in Richtung Zunft.

Dies ist nicht nur lebensfeindlich, sondern auch wissenschaftsfeindlich. Das merken die wenigsten. Es zeigt auch den Zustand der Hochschulen – wie sie geradezu in einer Art spätmittelalterlicher Scholastik befangen sind.

Ich will mich hier nicht über Wissenschaften auslassen, obwohl dies ein Teil meiner Biografie ist.

Ich bin durch fast mein ganzes Leben als Wissenschaftler gegangen.

Zur Wissenschaft gehört, dass man sich ständig befragt.

Und dass man das Denken ständig am Leben abprüft.

Daß man fragt, was man tut.

Daß man sich klar zu machen versucht, wie weit es entwickelt ist.

Selbstkritik gehört zur Wissenschaft.

Und ebenso gehört eine Fundierung in der Lebenspraxis dazu.

Wer genau wahrnimmt, sieht, dass die Sozialwissenschaften, die in den 1970er Jahren eine immense Faszination hatten und dass sie dadurch zurückgefallen sind, dass sie sich viel zu wenig um Lebenspraxis in konkreter Weise bemühten.

Natürlich müssen wir auch in den Wissenschaften sehen, dass sie die Struktur der pluralistischen Gesellschaft spiegeln.

Man muß auch sehen, dass es solche und solche Personen gibt.

Man muß sie auch unter machtsoziologischem Aspekt lesen können – mit Stichworten wie Karriere, Einfluß, Macht.

Wir beobachten wie Institutionen besetzt und geführt werden.

Und wir sehen, dass vieles keineswegs der Wahrheitsfindung dient, sondern der Job-Beschaffung und Job-Verteidigung.

Verbreitet ist die Illusion von ein wenig Macht, die dann doch keine ist.

Man kann aber auch bei sehr klugen Leuten oft fehlenden Eigensinn und Handlungswille bemerken.

Und: Wenn der Mechanismus der Anerkennung im Beruf fehlt, ziehen sich viele zurück und verschwinden dann in der Versenkung. Dies sahen wir vor allem bei Berufsverbotenen.

Dieser Zuwachs an methodischer Reflexion hat den Sinn für Heimat eher in Frage gestellt, durch eine Entwicklung kritischer Fähigkeit des Durchschauens.

Aber er konnte auch produktiv orientiert werden.

Manches dauert lange. Das Stichwort ging durch viele Stationen.

Für viele Berufe dauert die Suche nach einem festen Platz lange.

Daher haben es Intellektuelle am schwierigsten, Heimat zu finden.

Darauf gibt es mehrere mögliche Antworten.

Keine Heimat zu wollen, wie Stefan Polonyi.

Oder sie mit einer jungen Familie und kleinen Kindern in einer Wohngemeinschaft zu suchen.

Utopien zu entwickeln – vom gemeinsamen Bauen, wie wir es um 1970 mit dem Projekt „Urbanes Wohnen“ taten.

Seit 2000 sprießen die Baugemeinschaften aus dem Boden.

Es gibt also auch bei unstedt gewürfelten Leuten eine Sehnsucht nach Heimat.

Heimat wird von vielen Intellektuellen meist fast kindlich im Augenblick genossen.

Niemand stellt sich vor, wie diese Heimat in 30, 40 Jahren aussieht.

Ob sie dann noch Glanz hat.

Oder ob sich das Projekt „Heimat schaffen“ noch verstärkt.

Wir sind heute mit neuen Herausforderungen mitten in diesem Prozeß. Angesichts der Verhältnisse wird das Stichwort immer brisanter.

In der Metropolregion Ruhr findet die größte produktive Landschafts-Umwandlung der Welt statt.

Sie könnte auch mit Heimat zu tun haben. Dies kann ein Ziel sein.

Aber noch spricht fast niemand davon.

Gehen wir noch einige Augenblick zurück.

In den 1960er Jahren lasen wir fasziniert Alexander Mitscherlich. Er brachte unser Unbehagen an der Stadt auf den Punkt.

Ähnlich fasziniert lasen wir Jane Jacobs.

Wir versuchten, in vielen Bereichen produktiv zu arbeiten.

Aber Deutschland nahm die Angebote einer jungen Intelligenz nur selten an – im Gegensatz zu den damaligen Niederlanden.

Doch dies ist eine komplizierte Geschichte, die ich hier nicht weiter darstellen kann.

Anghiari.

Es gibt ein Gemisch von Gründen, warum viele Menschen und so auch meine Familie, sich kleine Fluchten suchten – um dort etwas zu leben, was ihnen hier verunmöglicht wurde.

Es lag aufgrund der geschilderten Vorgeschichte nahe, dass ich in Italien eine zweite Heimat fand.

In der kleinen Stadt Anghiari in der Nähe von Arezzo.

Ich kann sehr genau sagen, was mich dort anzog und über Jahrzehnte hinweg bis heute hielt.

Wie in Lucca war es die Schönheit des Ortes.

Und was sich dort an Menschen bewegte, die ich zu schätzen lernte, weil ich kein Tourist sein wollte, sondern mich auf sie einließ.

Ich verwurzelte mich dort.

Zwar weniger als später im Ruhrgebiet, aber mehr als in Amsterdam sog ich die Kultur der mittelitalienischen Gesellschaft in mich auf.

Zur Heimat gehört das Aufsaugen und Verinnerlichen der Kultur des gefundenen Ortes.

Anghiari empfand ich als gesellschaftlich.

Ein bildungshungriger Bürgermeister, Franco Talozzi, mit knappster Schulbildung, aber höchst entwickelter Intelligenz, Energie, Vitalität, zog hochkarätige Intellektuelle, Schriftsteller, Künstler an – und schuf ein kulturpolitisches Modell. Darüber wollte ich schreiben, besuchte und interviewte ihn, wir schlossen im selben Moment Freundschaft – anregend, bleibend, bis heute.

Freundschaften mit interessanten Personen.

Gastfreundschaft.

Forschung. Mehrere Bücher entstanden.

Schreiben.

Das toskanische Leben genießen – zugleich mit dem Arbeiten.

Eine hohe Komplexität.

1987 erwarb ich – sehr billig – ein kleines Haus in der Altstadt an einem der Plätze, die man sich nicht schöner denken kann.

2006 machte mich die Stadt zum Ehren-Bürger.

Dies alles ist Heimat.

Zweite Heimat.

Ich sehe die skeptische Frage: Gibt es das ?

Amsterdam.

In vielem ähnlich ging es mir in Amsterdam.

Mit 17 fuhr ich mit dem Fahrrad hin. Es sah damals noch so aus, wie Jacob Olie es fotografiert hatte.

Ich schrieb über die Bewegungen von Provo und Kabouter und die Hausbesetzer.

Ich gewann viele Freunde.

1982 erwarb ich ganz billig eine kleine Wohnung in der Altstadt.

Ich schrieb eine Habil-Arbeit über die Künste im gesellschaftlichen Kontext.

Amsterdam ist weniger Heimat als Eisenheim oder Anghiari – aber ich kann doch sagen, dass es Heimat ist.

Ich spreche Niederländisch. Lese viel. Diskutiere ständig.

Die holländische Kultur habe ich aufgesogen und verinnerlicht.

Pennabilli.

Wie kann man in so vielen Orten Heimat haben ?

Ich merke es besonders, wenn ich die Orte wechsle.

Dies hat auch mit Schmerzen zu tun, auch daran fühle ich, wie stark ich an diesen Orten hänge.

Ruhrgebiet.

Warum löste ich mich von Bonn ?

Und was blieb von Bonn ?

Jetzt werde ich gefragt, warum ich ins Ruhrgebiet gezogen bin.

Ich war so stark mit der Bürgerinitiativen-Bewegung verbunden, dass ich den größeren Konflikt einging, als ich sah, was im Ruhrgebiet ablief. Dort waren tausend

Siedlungen zerstört. Und für das zweite tausend begann ich zusammen mit vielen Menschen einen weitaus umfangreicheren Kampf als in Bonn.

Zunächst war ich von außen tätig. Auf den wöchentlichen Reisen von Bonn zur Hochschule in Bielefeld machte ich Station in Oberhausen. Der Kampf wurde immer härter, die Bewegung breitete sich aus. Günter Wallraff hatte sich auf dem Plaka-Platz im Kampf gegen die Obristen-Diktatur spektakulär angekettet. Dies wollte ich auch in Eisenheim tun, wenn die Bagger zum Abriß ankämen.

Daher entschloß ich mich und überzeugte meine Familie, nach Eisenheim über zu siedeln.

Die „Zeit“ schrieb eine ganze Seite: Professor in der Arbeiter-Siedlung.

Ich hatte keinerlei Problem, diese Siedlung als meine Heimat zu akzeptieren.

Mit vielen Menschen Freundschaft zu schließen.

Denn ich hatte in Herford als Junge einige Jahre über der Fabrik gewohnt, musste immer quer durch die Fabrik nach draußen gehen, wurde von den Arbeitern geliebt, verstand mich mit ihnen emotional, verstand ihre Sprache und wusste auch, mich verständlich zu machen.

Im Gegensatz zu den Leuten der Studenten-Bewegung, die sich an Adorno hochrankten.

Ich sprach verständlich – und wurde verstanden.

Was bedeutete die Siedlung im Ruhrgebiet ?

Im Süden der Region entstanden an der Ruhr hunderte von Kleinzechen.

Mithilfe der Dampfmaschine gelang es im Norden, auf dem platten Land, dem südlichen Ausläufer des Münsterlandes, zu den tiefer liegenden und stärkeren Kohlefeldern vorzudringen. Dies war äußerst kapitalintensiv – und so entstanden Großzechen für 3 000 bis 4 000 Menschen. Die Industrie musste sie weithin anlocken – mithilfe von weitaus besserem Wohnungsbau in Siedlungen als in den rasch gebauten spekulativen Miets-Häusern.

So entstand in der Industrialisierung eine lange immense Wanderungsbewegung.

Gegenüber dem wilden Wachstum der Industrie-Bereiche waren die 2000 Siedlungen städtebauliche Gefüge. Weitaus stabiler als andere Wohnbereiche. Mit zusammenwachsenden Nachbarschaften. Mit einem regen Eigenleben, wie aus den vielen mündlichen Erzählungen der Menschen hervorgeht.

Daraus entstand für viele Menschen Heimat.

Gefügte Anlage von Häusern fördert Heimat .

Die Siedlungs-Geschichte des Ruhrgebietes hat zwei Ebenen: das anziehende Bewegen von Menschen und zweitens das Verheimaten .

Die Siedlung ist ein ausgezeichnete Übergang von der jahrhundertlang gelebten agrarischen-pastoralen Gesellschaft in die Industrie.

Dies ist im Ruhrgebiet in diesen Bereichen exzellent gelungen.

Die Siedlung war eine Bündelung von Lebens-
Qualitäten: vom Land und von der Stadt.

Heimat ist also ein Spannungsfeld. Darin versuchen
Menschen sich einzurichten.

Ich selbst kam in diese Situation nicht über das Gefühl
der Heimat, sondern über die Baugeschichte. Sie lief
zunächst einmal ganz anders.

Ich entdeckte über das an der Universität Gelernte
hinaus Bereiche des Bauens: Fabriken, Infrastrukturen,
Siedlungen.

Dies war nahezu ausnahmslos bedroht.

Dazu gehörten die Siedlungen im Ruhrgebiet.

Zweitens: Wenn man sich als Wissenschaftler ins
Leben hineinwagt, sieht man, dass Wissenschaft viel
viel mehr sein kann als das, was man gelernt hat.

So ging es mir zunächst um eine Ausweitung des
Wissenschafts-Feldes. Ich hatte das Glück, Kriterien
neu setzen zu können. Dies kam aus der lebendigen
Praxis.

Aus dem Kontext des Rettens.

Dies hat zu tun mit dem Bleiben.

Darin steckt das Stichwort Heimat. Die Frage bewegte
mich und viele andere tiefgreifend: Wieso wird dies
alles geschräddert ?

Dies war keine fachspezische Sache, sondern eine
Primäremotion, wie Karl Ganser sagen würde – also
eine Sache des eigenen inneren Gefühls.

Ich fand, dass ich es besonders stark entwickelt hatte, durch meine vielen Reisen und Stationen. Dabei wurde sichtbar, wie viel Sinn und Unsinn es gab.

Heimat konnte meist erst entstehen, wenn es Menschen relativ gut ging.

Die Siedlungen wurden zum großen Teil als erheblich besser empfunden als andere Wohnbereiche in der Region.

Dadurch entwickelte sich der langjährige Kampf um die Rettung der Siedlungen über den Vordergrund des Wunsches nach niedrigen Mieten weit hinaus: zum erkämpfenden Bewahren von Heimat.

Die Betroffenen hatten das Gefühl, dass sie als arme Leute immer in Gefahr waren. Am Arbeitsplatz in schwierigen Verhältnissen, nicht auf der Sonnenseite der Gesellschaft lebend, als Unterschicht diskriminiert.

Dies vermehrte bei vielen den Zorn gegen die Spekulanten und Zerstörer.

Es gibt relativ gut gehende Bereiche, wo Menschen gern sind. Und sich ungern davon lösen.

Und es gibt Bereiche, die wenig Werte für sie haben und Menschen abstoßen.

Ein Problem wird später, wie die guten Bereiche diskreditiert werden - von außen.

Die Bevölkerung war aber auch häufig gespalten.

Viele warfen sich dem Aggressor an die Brust.

Auch weil Unterwerfung oft bequemer erschien.

Die Außenlenkung der Bewertungen wurde vehement von den Medien betrieben. Nicht erst seit kurzer Zeit. Sondern seit es Zeitungen gibt.

Intellektuelle spielen dabei eine große Rolle. Die sehen die Werte oft sehr anders.

Für sie spielt die Bevölkerung oft überhaupt keine Rolle.

Die Außenlenkung wird blind hingenommen.

Die Intellektuellen haben in den Augen vieler Menschen eine höhere Rolle. Die Bevölkerung gibt überhaupt nichts.

Die Bürgerinitiativen haben dazu beigetragen, dass die Bevölkerung einen höheren Stellenwert erhielt. Auch einige mutige Journalisten.

Legendär sind die Volksversammlungen. Nach dem Städtebauförderungsgesetz waren die Autoritäten gezwungen, solche Versammlungen abzuhalten. Sie machten daraus nicht mehr als ein Ritual.

Bürgermeister und Beigeordnete spielten dies als Alibi und versuchten, wie seit jeher, die Leute über den Tisch zu ziehen.

Aber ich, als Berater der Initiativen, ernannte den Kumpel zum Experten seiner eigenen Verhältnisse, ich gab dem Kumpel sozialwissenschaftlich eine Rolle.

Den Impuls dazu gab die Demokratisierungsbewegung.

Die Leute in den Bürgerinitiativen, mit denen wir dies sorgfältig diskutiert hatten, die also vorbereitet waren, watschten ihre Autoritäten ab, wie sie dies nie zuvor erlebt hatten. Von Saal zu Saal.

Sie regten auch eine andere Wahrnehmung bei vielen Intellektuellen an.

Man kann darin ein Wechselspiel von Bevölkerung und Intellektuellen sehen, das Erfahrungen steuerte und Meinungen machte.

Man muß sich fragen, wie weit Stadtplaner und Architekten daran beteiligt ist, Heimat zu machen.

Aber Heimat ist für sie kein Thema. Stadtplaner sind daran bis heute nicht im geringsten interessiert.

Daraus habe ich den Schluß gezogen, diese Leute zutiefst in Frage zu stellen.

Ich habe sehr viel mit Architekten zu tun. Architektur ist ein Hauptbereich meines Lebens – nicht als Entwerfer, sondern als Wissenschaftler.

Ich habe allen Respekt verloren.

Es gibt nur ganz wenige, die den Jahrhundert-Irrtum des Durch-die-Mühle-Drehens von allem und jedem und des Entwerfens auf der Tabula hinter sich gelassen haben.

Es gibt nur ganz wenige, die psychologisch denken.

Die meisten denken formalistisch. Sie haben ein bisschen was gelernt, das wenden sie an und fragen nicht, welcher Sinn eigentlich erfüllt werden muß.

Es gibt einen entsetzlichen Funktionalismus, der vom Markt, vom Geld her, also von der Spekulation gesteuert wird.

Das Geld wird sehr hoch bewertet, die Menschen aber nur minimal oder überhaupt nicht.

Je größer das Unternehmen, desto mehr verschwindet der Mensch.

Heimat wird zur Ausnahme erklärt.

Heimat galt lange als Rührseligkeit.

Heimat durfte man nicht sagen, wenn man nicht als konservativ oder als Alt-Nazi gelten wollte.

Aber dies geschieht ohne die Frage, was dahinter steht.

Diese Diffamierung hat weder die Frage nach Lebens-Sinn noch nach Wissenschaft gestellt. Sie basiert auf purem Behaupten.

Dies zeigt natürlich, wie in der Gesellschaft geredet wird. Geredet und nicht diskutiert wird.

Wir haben es überall zu tun mit der Kategorie, die die alten Griechen die Doxa nannten, die pure Meinung, aus dem Bauch heraus, aber nicht wirklich argumentiert. Auch die Wissenschaften bewegen sich in weitgehend auf demselben Niveau.

Wenn man eine Geschichte der Soziologie der letzten 50 Jahre schreiben würde, müsste man den größten Teil der Soziologie in diesen Bereichen als fundamentale Unwissenschaftlichkeit bezeichnen.

Das Integrations-Konzept.

Durch meine Biografie wurde ich zu einer Person mit drei Kulturen.

Ich empfinde dies als einen unglaublichen Reichtum.

Daraus machte ich ein Konzept für die Integrations-Debatte von Zuwanderern.

Der Oberbürgermeister der türkischen Partner-Stadt Mersin hatte mich eingeladen – ich schrieb darüber ein Tagebuch.

Ich traf viele Menschen, die zeitweise in Deutschland gelebt hatten. Und begegnete in der Universität vielen jungen Leuten mit gleichermaßen deutscher wie türkischer Sprache und Kultur.

Der rote Faden des Buches ist ein Integrations-Konzept, das dem gängigen stark widerspricht: Zweimal Heimat ist mehr als einmal.

Die verbreitete und offizielle Integrations-Politik legt meinen türkischen Nachbarn nahe, ihre Kultur des Herkunftslandes abzustoßen und zu vergessen.

Dies bedeutet: Sie sollen auf einen Teil ihrer Biografie verzichten.

Ich fand ein Zitat aus dem Elsaß, wo im 19. Jahrhundert mitten in der Ekstase des Nationalismus ein Pfarrer sagte: Wer eine zweite Kultur hat, verrät seine erste.

Dagegen protestiere ich leidenschaftlich.

Ich argumentiere mit meinen eigenen Erfahrungen.

Die Sprache und die Kultur, die in der Sprache aufgehoben ist, sind ein immenses Kapital.

Ich sprach auch in anderen Ländern mit großartigen Leuten.

Sie leben zwei Kulturen.

Dies soll ein ein Konzept werden: zweimal Heimat.

Es gelingt mit Bewusstsein und Intensität.
Das muß nicht immer und bei jedem Menschen
gelingen, aber es ist schön, wenn es bei vielen gelingt.
Deutschland ist ein Brückenland.
Als export-Weltmeister handelt es mit vielen Ländern.
Wer könnte geeigneter für dieses Überbrücken sein als
die vielen Leute, die zweimal Heimat haben.
Machen wir daraus ein vom Staat gefördertes
Konzept.

Schlussfolgerungen für die Stadtplanung.

Ich bin kein Stadtplaner oder Architekt, aber ich
beschäftigte mich zeitlebens mit diesen Bereichen.

Als Wissenschaftler.

Als Autor.

Auch als Handelnder.

Ich war in 135 Bürgerinitiativen tätig.

Viele Initiativen verteidigten.

Ich versuchte ständig, die Verteidigung mit
Entwicklungen zu verknüpfen.

Dies tat ich vor allem im Deutschen Werkbund. Seit 8
Jahren bin ich Vorsitzender des Landesbundes NW.

Und in diesem Jahr Vorsitzender des Gesamt-
Werkbunds.

Ich bin aber auch in Projekten tätig.

In der Gestaltung der Metropole Ruhr.

Wir arbeiten nach vorn, um den Trend zur Megastadt abzuwehren.

Die Megastädte in der Welt bieten kaum Heimat.

Dies habe ich in mehreren Megastädten studiert.

In Rom.

In Mailand.

In Paris.

In solchen Megastädten gibt es einen glänzenden Innenbereich, aber drum herum in einem riesig breiten Gürtel Abgründe, in denen die Lebensqualitäten oft unter das Minimum gehen und kaum mehr etwas stimmt.

Am besten kann man sich dagegen wehren, indem man daran arbeitet, Lebensqualitäten zu entwickeln, - die dann dazu beitragen, Heimat zu schaffen.

Dazu habe ich einiges publiziert.

In diesem Jahr beschäftigt es mich, dies für die Metropole Ruhr genauer und stärker zu formulieren.

Ich tue dies im Deutschen Werkbund.

In der zweiten Jahreshälfte wird es ein Manifest geben.

Der frühere Städtebauminister von NW Christoph Zöpel wird daran mitarbeiten.

Auch der Regionaldirektor Heinz-Dieter Klink.

Vorschläge.

Die Methoden der Stadtplaner sind grobschlächtig.

Darin gibt es keinen Gedanken an Empfindungen, an Atmosphäre, an Heimat.

Es war ein Minister für Städtebau, der mit wenigen Sätzen, eine stark veränderte Politik machte: Christoph Zöpel. Er geht mit seinen „lebensweltlichen Kenntnissen“ an die Aufgabe heran. Zum „Jahr der Stadterneuerung“ schreibt er seine vier Grundgedanken: „Mehr Platz für Fußgänger ! Mehr Raum für Kinder ! Mehr Grün in die Stadt ! Lieber kleiner als zu groß !“

Und es war ein Geograph, der die Maßstäbe für Stadtplanung veränderte: Karl Ganser.

Sein Leitbild: eher das Dorf als die Metropole.

Sein vielleicht bestes in der IBA realisiertes Beispiel: die Gesamtschule Bismarck, wie ein kleines Dorf gebaut, und daneben die IBA-Siedlung Laarstraße in Gelsenkirchen.

Menschliches Maß. Man darf mit den Augen des Psychologen darüber nachdenken, was dies bedeutet. Der Mensch im Mittelpunkt – nicht tausend andere Sachen.

These im Deutschen Werkbund: Vom Leben zur Form kommen. Nicht umgekehrt.

Die Stadtplanung umdrehen. Dies bedeutet: Als erstes die Nahbereiche überlegen und gestalten.

Identifikation. Die Stadt in eine große Anzahl Nahbereiche einteilen. Sie mit .

Grenzen, nicht zum Abgrenzen, sondern zur Identifikation markieren.

Identitäts-Symbole .

Früher die Kirche und der Platz.

Was heute in den Vororten ? Fokuspunkte setzen.

Erklären.

Wir brauchen viele Tafeln mit aufgeklärten,
intelligenten Texten wie sie Eisenheim 70 Male hat.

Das Gemeinsame kann man nicht durch Achsen
herstellen, sondern muß durch Kommunikation
ausgedrückt werden.

Dies ist heute durch das Internet möglich.

Zum Schluß:

Werkbund-Siedlung in Goch.

Mit den Augen der Kindheit.